I. Jahr. Heft 15.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Ludwig Seifert: Die Nachtmahr / Arthur von Wallpach: Bregostana / Otto Alscher: Der Vater und der Tod / Hugo Neugebauer: Gedichte / Carl Dallago: Das Labyrinth der Wunder (Schluß) / Carl Dallago: Welkende Landschaft / Hartmann: Brixner Chronik III / Karikaturenfolge XV: Max von Esterle: Der Herr Bürgermeister von Brixen.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

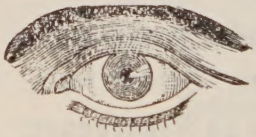
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler,** Vervielfältigungs-Apparate. **Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. Jänner 1911. Heft 15.

Die Nachtmahr / von Ludwig Seifert.

Richard Huldschiner ist ein Tiroler Dichter. In seiner Heimat zwar hat ihn noch nie einer genannt, aber das hindert ihn nicht, sich in der Stille seinem Beruf mit vorbildlichem Eifer hinzugeben, dem Eifer des echten Künstlers, der weiß, daß das Können errungen sein will in unermüdlichem Werben. Er hat schon eine stattliche Zahl von Büchern herausgegeben, in denen sich sein Werden verfolgen läßt vom Zögernden, Suchenden, der oft noch fremden Spuren folgt, der seine eigenen Ziele erst ahnt, bis zum Selbständigen, Sicheren — Bücher, die ihm draußen, in der literarischen Welt, einen geachteten Namen verschafft haben. Dabei ist ihm freilich weder Zeit noch Lust übrig geblieben, für seine Berühmtheit daheim zu sorgen, aber das ist kein Grund, ihn zu bedauern; denn wenn man auch daheim seine Bücher nicht den Tanten zum Namenstag beschert und wenn es auch nicht er ist, der bei den Bozener Jours die Rubrik „Literatur" ausfüllt, und wenn auch sein Name nicht zu finden ist, wenn unsere Tagesblätter sich hie und da ihrer kulturellen Sendung besinnend von Bergwind, Erdfarbe und Bodengeruch erzählen, so sind doch recht erfreuliche Dinge von diesem Schriftsteller zu berichten.

Daß alles das, was seit zwei Jahrzehnten einem Buche aus der Bergwelt nachzurühmen üblich ist (und was doch so selten zu finden war) bei seiner „Nachtmahr" wirklich zutrifft —: daß die Bauern darin keine Marionetten im Nationalkostüm sind, daß sie nicht in Verfolgung einer willkürlich ersonnenen Handlung die — je

nach Bedarf — neckischen oder kernigen, treuherzigen oder wüsten Sprüche tun, wie sie der gebildete Leser von einem ordentlichen Tiroler, der im Buch steht, verlangen kann, daß es bei ihm keine leblosen Figuren gibt, die an dem sichtbaren Draht des Spielers unter Spott und Rührung durch die üblichen Konflikte zu den üblichen Schicksalen gezerrt werden — daß bei ihm wirkliche, atmende Menschen handeln, die unter dem dunklen Geheiß ihrer Brust hart und trotzig um ihr Leben und Leiden dienen müssen, das ist ziemlich viel, wenn man bedenkt, durch wie viele Gläser — rohe oder geschliffene und stets gefärbte — wir bisher Land und Leute sehen mußten und wie schwer es ist, die Dinge von den unechten Farben zu befreien, in die sie die unfrommen Geschichtenmacher für den Fernerstehenden getaucht. —

Es kann verschiedene Gründe haben, wenn ein Schriftsteller ein oft verarbeitetes Thema aufs neue wählt — meist folgt er erprobter Fährte, um durch die Erfahrungen der Vorgänger zu den gleichen Erfolgen zu gelangen. Hier ist es die Beschränkung des Wissenden, des Reifen, der es sich einmal versagen will, aus den glänzenden verführerischen Vorwürfen, die in unserer Zeit — die für ihn in allen Zeiten ruhen, zu schöpfen, der einmal an sprödem ungefügem Stoff sein Können erproben möchte.

Da ist das Weib, das sich einem Manne versprechen läßt, für den sie keine Neigung hat, die dem Bruder ihres Verlobten nachts die Türe öffnet, ohne ihn zu lieben, denn er ist jung, aber der Andre hat den Hof — da ist er, der Bauer, der dieses Weib doch heimführt, obwohl es ihm ehrlich und rücksichtslos bekennt, daß sie ihn nicht ausstehen mag, der sich wie ein Hund duckt, wenn sie seine Liebkosungen grob zurückweist, bis dann endlich, wie sie den Hohn so weit treibt, ihm von ihrer Liebschaft mit dem Bruder zu sagen, sein zertretener Groll überkocht und er sie zu schlagen beginnt — — und die ganze Katastrophe, die sich mit zwei Worten erzählen läßt: wie der Haß gegen den Dürftigen, Ungeliebten, der ihr zur Seite lebt, immer mächtiger wird in der gequälten Kreatur, wie sie sich zu sehnen beginnt nach dem kräftigen jungen Tiere, das ihr Lager geteilt hat, wie dieser Haß ihr einziger Gedanke wird von früh bis spät

und ihr ganzes Leben einhüllt, wie sie dann damit umgeht, ihren Mann zu vergiften — vergeblich — bis sie endlich den Hof anschürt, um ihm einen Tort anzutun und von ihm frei zu werden. Wie der Schwager, von dem sie ein Kind im Leibe trägt, sich von ihr abkehrt und sie auslacht mit ihrer Not, wie sie dann zuletzt das Kind, für das sie von ihrem Gatten Schimpf und Qual befürchtet, in einer schwarzen Nacht erwürgt, und wie dann Lug und Trug sie nicht vor dem Gefängnis retten kann . . . all das klingt — so berichtet — trivial, wie aus einem alten Kalender heraus, und gerade deshalb zwingt uns das Buch zur Achtung vor dem Können, das aus solchem Stoffe ein lebendes Werk zu bilden vermochte.

Denn daß die Menschen in dem Buche leben, kann selbst nicht bestreiten, wem die Begebenheiten an sich nicht von Belang erscheinen. Sie leben ein trauriges Leben in einem grauen, düsteren Licht — ein in gewissem Sinne starkes Leben, da sie so unerbittlich fest in ihr Schicksal gehüllt sind in einer Art und Weise, die uns Städtern fremd ist, denen in Traum und Wissen viele Heimaten bereitet sind, die wir so oft eher gequält werden von der Vielzahl der Erlebensmöglichkeiten als zu Boden gezogen von der Last des wirklich Erlebten.

Vielleicht hat gerade das den Dichter, der sich vorher an verschiedenartigen Vorwürfen versucht hatte, gereizt: Menschen zu gestalten, die eine Einheit darstellen, die an ihr enges Geschick so unerbittlich gekettet sind, welches — ähnlich dem Spruchband der alten Martyrienbilder — um ihr Haupt geschlungen ist.

Die meisten dieser Personen sind uns wohl schon begegnet (natürlich, sie sind so leicht aufzufinden wie schwer zu ergründen) aber sicher niemals mit reinerer Absicht — das heißt also künstlerisch: absichtslos — wiedergegeben, mit Verzicht auf alles Gewollt-Sympathische und Ungewollt-Unsympathische. Ohne verschönernde Schminke und ohne gefällige Posen erinnern sie vielmehr an die Gestalten von Egger-Lienz und Hodler als an die Defreggers. Es sind dumpfe Wesen, die wie in einem halbwachen Zustand dahinleben, bewundernswert wegen der unweichlichen Art, die schlimmsten Dinge

zu ertragen. Nur selten bäumen sie sich auf, wenn der Zwiespalt zu quälend wird zwischen den beiden Gewalten, denen sie unterworfen sind: der uralten überkommenen Sitte, die unerbittlich das Glück und die Freude des Einzelnen zum Opfer heischt für die Reinheit des Stammes und den Bestand des ererbten Gutes und ihrem unbändigen Blute, das von bürgerlicher und kirchlicher Satzung nicht weiß (— ein Zwiespalt, der freilich draußen mächtiger ist als bei uns, wo die Sitte oft zur schmiegsamen Form geworden ist, der der alte Sinn fehlt und wo die kühleren und unsichreren Instinkte zu paktieren wissen.)

Anna Berauner ist eine fast unvergeßliche Gestalt, die — wie alle Menschen in der Erzählung mit wenigen sicheren Strichen gezeichnet — an Kriemhilde und die Heldin in „Um Haus und Hof" erinnert in ihrer monomanischen Leidenschaftlichkeit und die uns doch rührt durch einzelne Züge: wie sie die Kälte fühlt in ihrer Jugend, über die keine Mutter wachte, wie sie nicht aus noch ein weiß und, schon schwer vom werdenden Leben, nach dem Manne sucht, der ihr einziges Licht ist und dem sie immer nur Zeitvertreib war, und wie sie dem toten Kind ein Schlummerlied singt in namenloser Angst, nur nicht zum Bewußtsein zu kommen, daß es nicht mehr lebt. — Auch der Lamserbauer ist ein guter Studienkopf mit seiner zwischen Milde und Starrsinn schwankenden Art, der sein Weh und seinen Grimm langmütig trägt, wie es sonst nur die sehr Starken vermögen, und der doch ein Schwächling ist, dem die gesunde Rücksichtslosigkeit fehlt, seine Rechte zu genießen, und der eine rührende Zärtlichkeit für sein unbändiges Weib wie ein trübes und flackerndes Licht durch sein blindes Leben trägt . . . Dann der alte Torggler, der Knecht Much, die Jula, der Krämer und sein Weib: so wenig wir eigentlich von allen erfahren, sie hinterlassen doch einen ganz bestimmten, scharf umrissenen Eindruck, ja zuweilen ist es, als verdichte sich ihr Wesen zu einem Bilde, das wir mit eigenen Augen gesehen zu haben vermeinen, so die Anna während des Brandes, der alte Bauer beim Kartenspiel, der Philipp, wie er ratlos und im stummen Elend neben dem Bett seines Weibes sitzt.

Dieselbe Bestimmtheit, mit der Huldschiner im Einzelnen aus dem Chaos indifferenter Momente die entscheidenden Züge auswählt, um ein suggestives Bild hervorzubringen, offenbart sich auch in dem ruhig-kräftigen Aufbau des Ganzen, der wohl in diesem letzten Buche durch die engumgrenzte Handlung begünstigt wird. Wir sehen ihn mit sicher-kundiger Hand die Fäden entwirren und zu klaren, wohlgetönten Bildern verweben. Dabei steht das Epische in harmonischestem Verhältnis zu den Stimmungs-Momenten — nirgends stört die Zeichnung der Szene die klaren Umrisse der Begebenheiten — nirgends wird die Darstellung der letzteren zu stimmungsloser Berichterstattung. Die Landschaft, die Huldschiner ins Leben zu rufen weiß wie selten einer (man denke unter vielen andren an die prächtige Almszene im VI. Kapitel) ragt in teilnahmsloser Ferngerücktheit im Hintergrund der grausigen und gewaltsamen Vorkommnisse, nirgends wird ihr eine unechte Trösterrolle zugeschrieben — der Mensch bleibt unerlöst und allein mit seinem Harme. Zwar sind hie und da Lichter aufgesetzt auf dieses düstere Bild von Leiden und Irrtum, so die Gestalt des Much, des nachdenklichen, redseligen Knechtes, die Kapuzinerpredigt, die etwas landläufige Episode mit der Rechenmachergitsch, die Szene bei der Nalsermoidl, die von Breughel ersonnen sein könnte, — aber im Großen und Ganzen gibt doch die Resignation dem Buche seine Farbe. Wie ein Alpdrucktraum sind manche Szenen, und nirgends eigentlich finden wir jenes sorglose Rasten, jenes unbekümmerte Aufatmen, das dem deutschen Wesen lieb ist — es ist, als ob die Gestalten dieser Bauern unter einem unversöhnlichen Fluch rastlos ihrem Leidensziel entgegengingen. Wenn etwas in der Erzählung tröstlich ist, dann ist es nicht, daß das Verbrechen seiner Sühne zugeführt wird (— diese letzte Partie ist übrigens die einzige, wo der Erzähler den Dichter, der sonst in dem Buche immer die Oberhand hat, zurückdrängt —), sondern dies, daß diese kräftigen Menschen von all dem dumpfen Elend und Ungemach nicht schäbig werden. Bei uns in der Stadt vollziehen sich die Schicksale unmerklicher und grausamer und die entsetzlichsten Tragödien sind nicht die, welche mit gewaltsamem Tod und Kriminal enden, sondern die langsame

Zermürbung, das Schwinden von Wille und Kraft. Es erinnert manches an Tolstoi in diesem Buche, (so verschieden auch sonst die Welt seines Dichters von der des Propheten sei) in dem sich nirgends das Heitere, Erlösende durchzusetzen vermag. Selbst die Leidenschaft für den jungen Schwager bringt der Anna mehr Kummer als Freude; sie ist eigentlich aus dem Widerstand gegen den unansehnlichen Bruder entstanden und läßt das Opfer eines ganzen Lebens — dreier Leben nicht ganz als gerechtfertigt erscheinen, so arm und freudlos ist diese Liebe. Und nicht sie verleiht der Anna ein menschlicheres Leben als denen um sie, sondern ihr Haß. Selbst der aufs tiefste gekränkte Mann hat immer noch ein Gefühl des Mitleids für das Weib, das ihm so weh getan hat, sie dagegen kennt nur Verachtung, Abscheu und Mißgunst — freilich nicht unrichtig beraten von ihrem Instinkt, der gegen den Welkenden spricht. Und diese erbarmungslose unbändige Bosheit ist es, was uns absonderlich anmutet in dem sonst so heimatechten Buche, es ist wie ein Fremdes, Feindseliges, das da die Phantasie des Dichters in die Tiroler Umgebung gestellt hat. (Schade, daß es — angesichts des Unfuges, der heute mit dem Begriffe Rasse und Artfremdheit getrieben wird — zu Mißverständnissen führen könnte, näher auf dies Problem einzugehen.) Sicher ist, daß des Dichters Distanz zum Bauerntum — die nicht Teilnahmslosigkeit ist — ihn vor mehr als einem Irrtum jener bewahrt, die in allen Äußerungen bäuerlichen Wesens Wunder sehen wollen, denen Wortkargheit immer innerer Reichtum, Roheit immer so viel wie Kraft bedeutet. Huldschiner ist der echte Wahlverwandte Schönherrs und Krauewitters und wie bei ihnen wird der voreingenommene Leser in diesem Bauernroman jene Lebkuchensüßigkeit vermissen, die bisher so oft als das Merkmal echter Heimatpoesie gegolten hat.

Für den Dichter Huldschiner bedeutet die „Nachtmahr" wahrscheinlich ein Experiment, wie etwa eine Studie in Grau und Schwarz für einen raffinierten Koloristen. Dieselbe Reife, die sich in dem letzten Werke als Selbstbeschränkung und Geschlossenheit äußerte, werden wir als Bewegtheit und Farbenfülle wiedererkennen, falls sich der Dichter früher oder später andern Stoffen zuwenden sollte. Denn

von ihm dürfen wir hoffen, daß er noch viele berauschende und rätselhafte Dinge, die noch der künstlerischen Gestaltung harren, erwecken werde, daß er uns die verhüllten Wunder deuten werde, die unsere Landschaft in Natur und Volk birgt . . . süße und drohende Dinge: das einsame Welken unserer Dörfer und das geheimnisvolle Großwerden unserer Städte. — —

Wir hoffen noch sehr viel von Richard Huldschiner.

Richard Huldschiner: „Die Nachtmahr", Roman. — Alb. Langen, München.

Bregostana / von Arthur v. Wallpach.

(Bregostanes, Ganes, Donnatschas: die wilden, schweifenden Weiber des rhaetischen Gebirgs, die Wildweibli der schweizer und hollen Diern', oder saligen Fräulein der deutschen Sage. In den Alphütten übernachtend, hängt die Salige, da sie auf dem Heu neben der Fensterlucke schläft, ihr Haar in das Spiel des Nachtwinds hinaus. Sein Gold flimmert blendend im Morgenschein).

Du saliges Fräulein, Unbehauste,
Wirf dich zu mir ins Heidekraut.
Dein Flechtenschopf, der sturmzerzauste,
Umflattert mich, es überbrauste
Der Staubbach deine kühle Haut.

Auf duftigem Heu der Geisterfenne
Schliefst du die kurze Dämmernacht.
Vom Windaug flog, als ob es brenne,
Goldrot, wie Weizen auf der Tenne,
Dein Haar, vom Morgenwind entfacht.

Die rasche Hand mit schmalem Rücken
Liebkost, behaart und sonnenbraun,
Der weißen Bartgams goldne Krücken,
Bricht Glitzerschmuck aus Druſenstücken
Und wühlt in Quendel und Madaun.

Ein sichernd Wild, zeigst du im Schreiten
Des Luchses sehnenstraffen Sprung,
Die Süchte der Vergangenheiten,
Die Zaubersaat der Fährlichkeiten,
Dein Lachen macht sie unschuldsjung.

Du, die nicht Fluch, noch Segnung bannte,
Bringst eines Seins Erfüllung mit.
Dein Heischen schenkt, das unbekannte,
Daß gipfelhoh das Leben brannte,
Eh's in der Tale Dunkel schritt.

Von stolzen, freigebornen Dingen:
Wind, Wolke, Woge, Wetterstoß,
Hast du die Kraft, darin sie schwingen,
Den wilden Ton, drin sie erklingen,
Bist flüchtig, herb wie sie, und groß.

Du neckst mich in der Lahne Schollern,
Im Sturmgriff, in des Hähers Schrei,
Verlockst mich, trotz des Steinschlags Kollern,
Vom Edelweiß, wandein, zu vollern
Sternblumen deiner Wüstenei!

Fern Herd und Heimat, zeitverloren,
Durch Fels und Firn geht meine Fahrt.
Wie eines Füllen, berggeboren,
Mein Jauchzen wiehert dir zu Ohren,
Im Jochwind flappt mein Zottelbart.

Vom Talspalt fahle Äcker glänzen —
Dort engt die Menschen Harm und Pein;
Doch dein Bereich ist ohne Grenzen,
Kein Wintern kündet ihn, kein Lenzen,
Nur unermeßlich Einsamsein.

Im Hochwaldästeschwingen bebst du,
Auf Abendfirne quillt dein Blut;
Gespenstige, Gott und Tier verwebst du,
Mein Herbsten, Blühende, durchlebst du
Und kühlst wie keusches Eis die Glut.

Lehn dich an mich und laß uns lauschen,
Schwindelnd, dem flutend ewigem Sein:
Wie Bäche in einander rauschen,
Sich Wolken in einander bauschen,
So brause du in mich hinein!

Der Vater und der Tod / von Otto Alscher.

Der Arzt ging. Er drückte dem Vater die Hand, sprach nichts, sein Blick war ernst und ruhig und von einer gewissen Verlorenheit. Und der Vater fragte auch nichts; wozu? . . . Der Arzt war zur Hilfe da, was er dachte, was er konstatierte, war nur für ihn selbst wichtig, war für sein eigenes Handeln entscheidend. Und dann war er, der Vater, von einer tiefen Lähmung befallen, von einer sonderbaren Versunkenheit, aus der er sich nicht aufraffen konnte.

Er wußte ja auch, was der Arzt ihm hätte sagen müssen. Er wußte es, glaubte es, und hätte er zehnmal das Gegenteil vernommen. Er kannte sein Kind und wußte, welchem Schicksal es entgegenging.

Wie fürchterlich der Atem des Kindes war. Unregelmäßig, schwach, dann plötzlich anschwellend, rasselnd, röchelnd mit fieberhaftem Rasen des Pulses. Dabei Zucken, Ausschlagen der so mageren, verkrampften Hände und Füße und Knirschen der Zähne.

. . . Aber die Augen waren das Fürchterlichste. Sie standen im Winkel zueinander, rollten nach rechts und links im armen, irren, unbewußten Suchen. Lange schon, schon vor Tagen war dem Kinde das Bewußtsein geschwunden.

Als der Arzt gegangen war, erhob sich plötzlich der Mann, trat an ein Fenster und öffnete es. Luft sollte es haben, das Kind, und Licht. Und als hätte das Kind diesen voll hereinfallenden Schein empfunden, rollten seine Augen nach links, durstig, suchend. Da stöhnte der Vater auf, sank wieder auf seinen Stuhl und starrte das Kind an.

Draußen im Garten flirrte das Laub der Bäume in satten und hellen Farben. Ein schweres, fernes Rauschen, Brausen mächtiger Wipfel am Berge, das näher und näher kam und wieder schwand. Und dann das kurze Rascheln der Sträucher.

Irgendwo in einem Busch das Piepsen eines hungrigen, jungen Vogels. Ein scharfes Zirpen, manchmal aussetzend und dann sich von Neuem erhebend, schrill und dringend werdend. Von einem der hohen Gartenbäume her der Gesang einer Amsel.

Es war, als grübelte der Mann. Als hinge er einem quälenden Gedanken nach, als sinne er, ohne einen Anfang, ein Ende zu finden. Und er sann auch. Er grübelte darüber nach, was das Nichts sei, was der Tod sei. Aber er konnte ihn nicht fassen, diesen Begriff, dieses Bild nicht formen.

So unerklärlich war ihm der Tod. Er wußte nicht, wie er sich ihm gegenüber verhalten sollte, er war ihm nie begegnet. Im Leben stand er stets, das Leben suchte er und allem anderen galt sein Verneinen.

Und nun stand er dem Tode gegenüber, denn sein Kind starb. Zwar lebte es noch, doch sein Atmen war ein rasender Kampf mit dem Sterben. Sein Leben war ein letztes Aufbäumen, das letzte Verneinen des Todes, wie er, der Vater, es stets besessen.

In einem so kurzen Dasein, in den zwei Lebensjahren hatte es für nichts gelebt als dem Verneinen der Vergänglichkeit. Unbewußt . . . denn sein Leben war ein Werden, und Werden ist

Wollen, ist Widerstand gegen die Vergänglichkeit. Und plötzlich sah er so deutlich sein Kind vor sich, wie es gewesen, als es noch voll Gesundheit, voll Freude war. Er sah es auf seinem Stühlchen sitzend, das kleine liebe Gesicht ernst und nachdenklich über ein neues Spielzeug geneigt. Was mochte dies sein, wozu mochte dies taugen? . . . Und das Kind sah das Ding prüfend von allen Seiten an, schüttelte es, biß hinein. Aber das Kind war froh, es war lebenswillig. Wozu also der Dinge Wesen ergründen, wenn man zum Leben, zum Werden da ist? Und in ausbrechender Freude schüttelte es das Spielzeug, rasselte damit, jauchzende Rufe ausstoßend. Es sagte „Guten Tag!" dem Leben, grüßte es, wie er dann scherzend meinte.

Ah, und auch er hatte stets Guten Tag! dem Leben gesagt, und nun . . . Morituri te salutant las er in den irren, armen Blicken seines Kindes.

Wie dem Kinde der Schweiß auf der Stirne stand. Die Nasenwurzel so schmal, so scharf, die Augenhöhlen tief und sonderbar glänzend. Und da reckte es das Händchen aus dem Bette, es war nach außen gedreht und so krampfhaft, mit dem Daumen nach innen, geschlossen. Und wieder begann dieses fürchterliche, kämpfende Atmen.

Seine Frau mußte erwacht sein. Er hörte vom Nebenzimmer, wo sie krank lag — erkrankt durch all das Entsetzliche — wie sie sich regte, und dann ihren schwachen Ruf. Und er erhob sich, langsam, schwankend, trat zu ihrem Bette und sah sie an, hilflos, fragend. Da weinte sie. Er aber starrte sie nur noch hilfloser an, denn er fand nichts, sie zu trösten, konnte nicht weinen. Und er wankte wieder zu der kleinen Sterbenden zurück.

Das Grübeln, das Sinnen kam neuerdings über ihn. Und in eintöniger Regelmäßigkeit, dann wieder anschwellend zur Raserei, fragte er: Was ist der Tod, was will der Tod? . . . gleich dem fürchterlichen, krampfhaften Röcheln des Kindes dieses Fragen; auch ein Röcheln, ein Stöhnen.

Es ward langsam Abend. Immer mehr Vögel begannen draußen zu singen und die hohen Bäume des Gartens rauschten

nicht mehr. Vom Bache unten der Ruf einer Unke, das Gurren einer Taube am Berge. So still klang dies alles, und auch der Sonne scheidender, bleicher Schein war wie ein Verstummen.

Sonderbar, das rasselnde Keuchen des Kindes ward immer stiller. Nicht mehr dieses Aufrasen der Lunge, das Knirschen der Zähne, das Toben des Pulses. Aber wie hart die Stirne vortrat, diese breite, feste Stirne: seine Stirne. Und wie viele Gedanken er dieser Stirne einst zugemessen hatte, wie er daran geglaubt, daß sich in ihr eine mächtige Welt einst gestalten würde. Seine Welt, sein Wollen. Und nun diese Stirne vom Tode beglänzt!

Wieder hörte er seine Frau weinen. Doch er stand nicht mehr auf, um zu ihr zu treten, er war so entsetzlich müde, so willenlos und voll schwerer Gleichgiltigkeit. Für einen Moment zwar stieg in ihm ein unendliches Mitleid mit ihr auf, der heiße Wunsch, sie trösten zu können, doch dies versank wieder. Wie eine bleierne Flut wälzte es sich über all sein Denken.

Als es dunkel geworden, kam sein Freund. Er trat an das Lager des Kindes, das vom letzten, durch das offene Fenster hereinfallenden Abendschein umflort, zwischen den bleichen Linnen lag, und betrachtete es. Sein Gesicht war ernst, seine hellen Augen düster. Dann sah er nach dem Vater, der aber, in sich versunken, seinen Blick nicht bemerkte. Der Freund trat nun vom Bette zurück und nahm ein Rezept auf, das auf dem Tische lag.

„Wann hat der Arzt dies verschrieben?" fragte er.

„Vor einigen Tagen."

„Es ist Strychnin und Äther, zur Aufbesserung der Lebenskräfte."

„Zur Aufbesserung der Lebenskräfte?"

„Ja, zur Belebung des Herzens. Gibst du dem Kinde noch davon?"

Der Vater richtete sich mit einem Ruck auf, dann sah er starr hinaus. „Nein!" klang es schwer.

„Auch keine Kompressen mehr auf den Kopf?"

„Nein!" Nach einer Weile kam es müde von seinen Lippen:

„Der Arzt sagte, man möge das Sterbende nicht weiter quälen."

„Das Sterbende?!"

„Ja, das Sterbende." . . . Plötzlich fuhr er auf und mit einer leidenschaftlichen, tiefen Verzweiflung füllten sich seine Blicke. Er starrte umher mit wilden brennenden Augen, dann blieben seine Blicke auf dem Fläschchen mit der rötlichen Flüssigkeit haften. „Zur Belebung" murmelte er.

Der Freund ging nun wieder. Er fragte noch nach dem Befinden seines Weibes, sah noch einmal das Kind an, dann klinkte die Tür ins Schloß. Man hörte, wie er draußen mit dem Hunde sprach, der ihn ein Stück Weges begleitete, und alles ward still. Die Nacht hatte begonnen.

Nun saß der Vater nicht mehr ruhig da. Mit harten rastlosen Schritten ging er auf und ab, seine Blicke irrten umher, seine Lippen murmelten: Leben . . . Leben . . . Und nun war es ihm so unfaßbar, so fürchterlich, daß hier ein Leben fliehen sollte, daß hier eine frohe, so zukunftsmögliche Welt zugrunde gehen müsse. All dies Werden, dieses Pulsieren von unendlichen Möglichkeiten, abgeschnitten, zum Nichts werden. Ein Nichts; das dünkte ihn so grausam, so qualvoll fürchterlich, und in seiner wilden Verzweiflung haßte er es, war er voll heißen Zornes wider dieses Nichts.

Er hatte immer verachtet, was nicht Leben war, hatte den Tod nicht beachtet. Nun aber haßte er ihn und quälte sich damit, wie er ihn seinen Haß fühlen lassen könnte. Ah, dem Tod begegnen, mit ihm kämpfen, ihn niederringen, voll Kraft in seiner Lebensbejahung . . . Doch nein, ihn nicht berühren, nicht seine Hand an den Tod legen, denn er widerte ihn an, schien ihm ekelerregend, weil er das Nichts war . . . Moder . . . Verwesung.

Sein Kind retten vor diesem Nichts . . . Und im schon dunklen Gemach starrte er umher, suchend, rasend. Was tun, um sein Kind zu retten?

Dort stand das Fläschchen mit der Medizin, mit dem Strychnin und dem Äther, was ja beides Gift war, Gift wider den

Tod. Es dem Kinde reichen, damit der Feind von ihm weichen muß, damit sich seine Kräfte aufbäumen.

Mit zitternden Fingern faßt er das Fläschchen, füllt einen Löffel mit seinem Inhalt, um ihn dem Kinde einzuflößen, um den entschwundenen Lebenswillen zurückzurufen, damit es kämpfen kann wider den Tod.

Das Kind hat die Zähne geschlossen, fest zusammengepreßt, und leise röchelnd stößt es die Medizin wieder aus. Doch er erlahmt nicht, er sucht die Kiefer auseinanderzubringen, sucht diese eiserne Starre zu lösen, schiebt, als ihm das gelingt, den Löffel zwischen die Zähne und leert ihn in den Mund. Das Kind verdreht die Augen, ein Rasseln steigt aus seiner Brust, Schaum tritt ihm vor die Lippen, und wieder rinnt die Flüssigkeit an der Wange hinab.

Er wirft den Löffel von sich, seine Zähne knirschen, und in seiner ohnmächtigen Wut könnte er das Sterbende hassen, welches seinen heißen Willen nicht versteht, weil es sich so machtlos dem Nichts ergibt.

Und wieder schreitet er ruhelos und hart auf und nieder.

Ist er denn wirklich machtlos im Kampfe mit dem Tod? Hinnehmen, ruhig hinnehmen soll er die nahende Verwesung, das Nichts? Nein, er wird es nicht ruhig hinnehmen, er will es hassen, verachten; will sich ihm widersetzen mit tiefem Ekelgefühl.

Er hat die Lampe entzündet. Sie brennt nur matt und läßt das Bett mit dem Sterbenden im Schatten. Und er will auch nicht hinsehen nach dem Sterbenden, er kann es nicht sehen, kann diesen schleppenden, stoßenden Atem nicht hören. Doch so müde wird er plötzlich wieder, er sinkt auf einen Sessel und schließt die Augen.

In ihm tobt es weiter. Er sinnt und sinnt mit jagenden, rasenden Gedanken, wie er dem Nichts seinen Haß, seinen Ekel zeigen könnte. Nun weiß er es: wenn sein Kind gestorben, wird er nur noch lebenswilliger sein, wird alles hassen, was nicht Werden, nicht Sein ist.

Und wieder wird er müde über diesem Sinnen.

Wie breit die Nacht draußen liegt. Schwer und träge, und ihre Stimmen, dieses Grillenzirpen, dieses Unkenrufen schwer und träge. Dann beginnt eine Nachtigall drüben am Bergabhang mit fünf, sechs scharfen Pfiffen, die sie jäh wieder abbricht, ohne in Trillern überzugehen.

Sein Kind stirbt, sein Weib ist krank . . . Ah, auch sie voll dieser hilflosen Ergebenheit. Wie allein er sich fühlt.

Aber er ist müde . . . Und die Lampe brennt so düster, die Nacht ist so schwer . . .

Was ist das nur? Sein Kind atmet nicht mehr . . . Doch ja, da beginnt es wieder, so matt und schleppend das Rasseln. Soll er nicht seinem Weibe das Kind noch einmal bringen? Doch nein, er muß sie schonen. Und wieder versinkt er in seinen Halbschlummer.

Ah, Ekel, Ekel! . . .

Er ist plötzlich wach geworden. Ein fürchterliches, entsetzliches Grauen lähmt ihn. Er ist emporgeschnellt und wieder, wie von einem schweren Schlag auf den Kopf getroffen, zurückgesunken. Er kann sich nicht regen, mit dumpfen, betäubten Sinnen von dieser Fürchterlichkeit erfaßt, lauscht er dem grauenhaften Atmen. Er kann nicht begreifen, was es bedeutet, er hört es und versteht es nicht. Und da beginnt es wieder: Ein seufzendes Ächzen . . . Eine Pause und wieder ein schwerer, schwerer Atemstoß . . . Und eine noch längere Pause, dann ein rasselndes Keuchen . . . Und dann, nachdem er schon geglaubt, daß alles still sei, ein langes, scharfes, zischendes Stöhnen.

Da weicht die Lähmung von ihm und er versteht: Er rast auf, er weiß nicht, soll er die Lampe emporschrauben, soll er sein Kind fassen, es an sich reißen, festhalten, um es vor dem Fürchterlichen zu retten.

Die Lampe hat er emporgeschraubt und stürzt sich auf das Kind, es an seine Brust zu pressen, von einer rasenden Wut erfaßt, mit dem Tode zu ringen, ihm seinen ganzen gewaltigen Menschen-

glauben an das Leben in den Weg zu werfen, ihn mit dem Faustschlag seiner Vaterschaft zurückzuschleudern.

Er prallt zurück. Er taumelt und starrt auf das Bett, auf das Tote, das grell von der Lampe beschienen ist. Was ist das? . . . Diese harte Stirne, diese scharfe Nase, die weitoffenen Augen mit dem Blick ins Wesenlose . . . Der steinerne Mund und die starren, marmornen, so fürchterlich und mächtig starren Züge . . . Ist das sein Kind? Sein mit dem Leben ringendes, gegen den Tod qualvoll sich wehrendes Kind? . . .

Dieser Glanz auf der Stirne . . . Dieser Schein auf den steinernen Zügen. Von wo kommt dieser Glanz, dieser Schein? . . .

Woher kommt dieser Friede, dieses Licht? . . .

Ist das der Tod . . . dieses Licht, diese Erleuchtung? . . .

Er faßt sich an die Stirne, streicht sich über die Augen und fragt sich immer wieder: Ist das der Tod, den ich hassen wollte? . . . Der Tod, diese Verklärung, diese heilige Unermeßlichkeit?

Und dann, von einem Gefühl ahnender Ewigkeit, allumfassender Verzückung ergriffen, schließt er seinem Kinde die Augen, nimmt es in die Arme und während ihn die Lampe voll bescheint, den Vater und das Gestorbene mit stillem Glanz verklärend, steht er am Bette seines Weibes und sagt zu der mit einem Schrei Auffahrenden:

„Siehe den Tod!"

Gedichte / von Hugo Neugebauer.

Schlaf!

Wie selig war doch einst mein Auferstehn
aus tiefem Schlaf,
der mich sogleich nach Sonnenuntergehn
mit Dämmer traf!

Ihr Sterne kreistet tönend über mir
auf hoher Wacht,
aus vollen Silberschalen gosset ihr
Labsal der Nacht.

Die alte Mutter Erde blickt' und haucht'
mich liebend an,
vom goldnen Staub der Wunderblumen raucht'
der Träume Bahn. —

Wie dehnt er mir die blinde Nacht so lang
der stumme Gram,
der, als der goldne Fangball mir entsprang,
durch Winter kam.

Im Morgendämmer späh ich jetzt noch aus
nach Schlafes Ruh.
Doch schloß die Sorge ihr mein ödes Haus
und Krankheit zu.

*

Ahnung.

Dieser Nacht bin ich feind:
sie hat mich so müd gemacht!
Ein krankes Kind weint —
vielleicht schon im Traume.
Am Himmelsbaume sind
alle Gestirne erblüht:
wie das funkelt und schimmert!
Und der Wind weht.
Und das kranke Kind wimmert
und der Zimmermann zimmert —
wohl einen Sarg.
Warum noch so spät?
Wozu doch die Hast?
Ist die Zeit so karg
oder dein Brot? — — —
So lang schon ist's still!
Warum nur das Kind
nicht wieder weinen will? —

*

Winterlied.

Da sich nun die Sonne kleidet
In des Winters strengen Orden,
In das Kloster tritt im Norden,
Klagt, ihr Herzen, was ihr leidet!

Seht ihr goldnes Haar geschoren,
Ihres Angesichtes Bläße,
Unter Nebeltränennässe
Ihrer Blicke Glanz verloren!

All die schönen Blumen starben,
Die ihr Feuerblick entfaltet,
Erd und Himmel sind erkaltet
An dem Schein lebend'ger Farben!

Ach, es sind nur Truggebilde,
Die wie Gold und Purpur leuchten,
Träume, die ihr Auge feuchten,
Von der Jugend Lenzgefilde!

Bald wird sie der Frost verzehren:
Was sich itzt noch gilbt und rötet,
Über Nacht wird es, ertötet,
Sich in braunen Staub verkehren!

Lebewohl du schöne Sonne! —
In des Winters strengem Orden,
Blaß und kalt im hohen Norden,
Sei gegrüßt, du keusche Nonne!

Das Labyrinth der Wunder / von Carl Dallago.

(Schluß)

So ausgerüstet geht mein Sinnen plötzlich zu Nietzsche über, dessen beide Gedanken: der des Übermenschen und der von der ewigen Wiederkunft sich mir in letzter Zeit wiederholt aufdrängten, und, ohne meiner Verehrung für den großen Dionysos-Jünger Abbruch zu tun, stelle ich die beiden Bilderentwürfe, die im Schaffen Nietzsches *nebenher* laufen, behutsam und ernst in mein Labyrinth der Wunder hinein und lasse mein Empfinden an sie herantreten.

Aber mein Empfinden verhält sich gegen den Gedanken des Übermenschen ablehnend. Mir scheint der Begriff *Mensch* alles schon in sich zu tragen, was der Übermensch aufbringen könnte.

Ein Mensch — ein ganzer Mensch: das hört sich hoch und licht genug an und ist mir schon Wunders genug. Es verträgt kein „Über" mehr. Um mein Empfinden zu prüfen, sprech ich ein Höchstes aus: Jesus, der Mensch. Jesus, der Übermensch, klingt mir unmöglich. Es neigt ja schon in der Bezeichnung Mensch aller Schwerpunkt auf das Tiefe und Hohe — auf das Rätselhafte — auf das Göttliche im Menschen — in der Menschennatur: mein Naturbegriff Mensch wenigstens hört es so. Doch um ganz sicher zu gehen, stelle ich noch dem (auch am Menschen maßgebenden) Begriffe Natur eine Übernatur zur Seite und fühle nun klar und entscheidend ein Herunterbringen des Begriffes Natur durch das Vorspannen des Begriffes „Über". Es sichert mir meine endgiltige Ablehnung des Übermenschen.

Ohne Übermenschen zu Nietzsche zurückkehrend, glaube ich trotzdem gegen das eigentliche Wesen des großen Pfadfinders für die Menschennatur nicht verstoßen zu haben. Denn Nietzsche selber scheint an einer festen Prägung des Übermenschen wenig gelegen. Zuerst handhabt er den Begriff nur als einen vorläufigen Ersatz für einen landläufigen Gottesbegriff, den er mit Recht abtun will. Dann benützt er die Bezeichnung Übermensch zur bildhaften Darstellung der Ausdehnung des Menschen — seiner Entfaltungsgrenzen: nach der einen Seite Übermensch, nach der anderen — Unmensch. Zuletzt fließt für mein Empfinden all das verstreut in Nietzsches Werken über den Übermenschen Gesagte in den Menschen, als Naturbegriff, über, dessen Wachstums-Möglichkeiten alle Übermenschen-Eigenschaften in sich schließen. Demnach wäre eigentlich nur die Bezeichnung Übermensch aufgegeben, während sein Begriff weiterlebt im Menschenbegriff.

Höhere Menschentypen, die außerhalb oder über der Natur stehen, hat Nietzsche sicher nie ins Auge gefaßt. Und das Schlimmste, was man Nietzsche antun könnte, wäre wohl: im Übermenschen eine fortschreitende Entwicklung des Menschen im allgemeinen zu sehen in ein Neues -- noch nicht dagewesenes Hohes über, wie sie etwa die spekulative Art und Auffassung eines Wil-

helm Bölsche zuließe und die ungefähr lauten dürfte: „Vom Affenmenschen zum Menschen, vom Menschen zum Übermenschen", womit allzu leicht Massen zu ködern sind. Als lebhafte Warnung setze ich gegen diese letzte Möglichkeit das innige Flehen Zarathustras: „Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden!" Den Sinn der Bitte Zarathustra's verdeutliche und bekräftige ich mit dem späteren Ausspruch Nietzsches: „Mein Schlußsatz ist: daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Wert darstellt als der wünschbare Mensch irgend eines bisherigen Ideals."

Auch in die Ausklänge des Zarathustra-Buches mischt sich deutlich genug Nietzsches Bewertung des höheren Menschen; sie klingt wie eine Ablehnung. Er läßt Zarathustra sagen, nachdem dieser seinen Gästen, den höheren Menschen, entschlüpfte und ins Freie floh: „Oh reine Gerüche um mich, — o selige Stille um mich! — Sagt mir doch, meine Tiere: diese höheren Menschen insgesamt — riechen sie vielleicht nicht gut? Oh reine Gerüche um mich! Jetzt weiß und fühle ich erst, wie ich euch, meine Tiere, liebe." („denn die Luft war hier draußen besser als bei den höheren Menschen".)

Diese Aussprüche Nietzsches verlegen unabweisbar auch das Ideal des Übermenschen, falls ein solches Bestand haben sollte, in die Sphäre des wirklichen Menschen, das heißt: in die Sphäre der Menschennatur — in die Natur des Menschen. Es gibt eben nichts Höheres, das außerhalb des Bereiches dieser Natur gelegen wäre, — auch nichts, das nicht schon längst — nicht von jeher schon in diesem Naturbegriff gelegen wäre. Auch hier handelt es sich vorerst um Befreiung — um Beseitigung und Säuberung von all dem hemmenden und erdrückenden Beiwerk, das den Naturverfall am Menschen, — das den Naturverfall an den menschlichen Idealen angerichtet hat. Sie erscheinen mir heute sämtlich als Ideale des Intellekts, der aber niemals berufen noch fähig ist, das Leitende einer Idealaufstellung zu übernehmen. Alles nur Intellektische zeigt viel zu sehr noch im besten Falle gemeinnützige Absich-

ten, hinter denen schlechtverhehlte Selbstsucht lauert. Außerdem untergräbt das Begrenzte und Zweckmäßige seiner Wesensbeschaffenheit die Bewegungsfreiheit und das Bestreben der Natur nach Mannigfaltigkeit. Und erst die völlige Bewegungsfreiheit ermöglicht der Menschennatur freies Wachstum und höchste Entfaltung bis hinauf zu jenen hermaphroditischen Zuständen, — bis hinauf zu jenen visionären und anderen Machtzuständen der Seele, dabei die ganze Leiblichkeit eingespannt wird wie bei der Begattung und dennoch der Leib nicht mehr fühlbar ist, weil alles Seele wird und so Höchstes auslöst. Aber es ist immer die Menschennatur — ist immer ein Menschliches, das diese Zustände schafft — auch diesen Höhenzustand: es bestand von jeher mit der Menschennatur die Entfaltungsmöglichkeit hiefür. Es ist der Zustand selber ein Menschliches: es ist und bleibt ein Mensch, der ihn trägt — erträgt — genießt. —

So endet mein Nachsinnen über den Übermenschen.

*

Zaghaft tritt nun mein Empfinden an den zweiten Gedanken heran, der endlos in Vergangenheit und Zukunft hineinreicht und „die ewige Wiederkehr des Gleichen" verkünden soll. Großäugig um sich schauend, hält mein Empfinden vorerst inne im Nähertreten. Der große Gedanke scheint fast intellektischen Ursprungs: er stützt sich auf den Satz wissenschaftlichen Geistes: „Die Welt als Kraft darf nicht unbegrenzt gedacht werden." Nietzsche folgert hieraus im weiteren nach vielem feinen Abwägen der Dinge: „Die Welt als Kreislauf, der sich unendlich oft bereits wiederholt hat und der sein Spiel in infinitum spielt". Den Mechanismus dieser Welt-Konzeption bezeichnet Nietzsche selber „als unvollkommene und nur vorläufige Hypothese."

Noch immer steht mein Empfinden teilnahmslos da und rührt sich nicht. Alles rein nur Intellektische vermag nicht Bewegung in mich hinein zu tragen, es ist weder Wasser noch Wind auf die sonst leicht bewegbaren Flügel meines Gefühls. Das Gesagte erscheint mir für einen Nietzsche auch nicht bedeutend, es fehlt ihm

der seherische Affekt, der selbstherrlich bezwingend auftritt ohne Anlehnung an irgend etwas — ohne Hilfe von anderem. Aber dann lese ich mir Nietzsches persönliches Bekenntnis zu seinem Gedanken der ewigen Wiederkunft laut vor, das als Letztes wie eine kunstvolle grandiose Schlußvignette der Abhandlung angefügt ist. Es lautet:

„Und wißt ihr auch, was mir die „Welt" ist? Soll ich sie euch in meinem Spiegel zeigen? Diese Welt: ein Ungeheuer von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht, sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß, ein Haushalt ohne Ausgaben und Einbußen, aber ebenso ohne Zuwachs, ohne Einnahmen, vom „Nichts" umschlossen als von seiner Grenze, nichts Verschwimmendes, Verschwendetes, nichts unendlich Ausgedehntes, sondern als bestimmte Kraft einem bestimmten Raum eingelegt, und nicht einem Raum, der irgendwo „leer" wäre, vielmehr als Kraft überall, als Spiel von Kräften und Kraftwellen zugleich Eins und Vieles, hier sich häufend und zugleich dort sich mindernd, ein Meer in sich selber stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr, mit einer Ebbe und Flut seiner Gestaltungen, aus den einfachsten in die vielfältigsten hinaustreibend, aus dem Stillsten, Starrsten, Kältesten hinaus in das Glühendste, Wildeste, Sichselber-Widersprechendste, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklangs, sich selber bejahend noch in dieser Gleichheit seiner Bahnen und Jahre, sich selber segnend als das, was ewig wiederkommen muß, als ein Werden, das kein Sattwerden, keinen Überdruß, keine Müdigkeit kennt —: diese meine dionysische Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens, des Ewig-sich-selber-Zerstörens, diese Geheimnis-Welt der doppelten Wohllüste, dies mein „Jenseits von Gut und Böse", ohne Ziel, wenn nicht im Glück des Kreises ein Ziel liegt, ohne Willen, wenn nicht ein Ring guten Willens ist, auf eigner alter Bahn sich immer um sich und nur um sich zu drehen: diese meine Welt, — wer ist hell genug dazu, sie zu schauen, ohne sich Blindheit zu wünschen? Stark genug, diesem Spiegel seine

Seele entgegen zu halten? Seinen eignen Spiegel dem Dionysos-Spiegel? Seine eigene Lösung dem Dionysos-Rätsel? Und wer das vermöchte, müßte er dann nicht noch *mehr* tun? Dem „Ring der Ringe" *sich selber* anverloben? Mit dem Gelöbnis der eignen *Wiederkunft*? Mit dem Ringe der ewigen Selbst-Segnung, Selbst-Bejahung? Mit dem Willen zum Wieder- und Noch-ein-Mal-Wollen? Zum Zurück-Wollen aller Dinge, die ja gewesen sind? Zum Hinaus-Wollen zu Allem, was je sein muß? Wißt ihr nun, was mir die *Welt* ist? Und was ich will, wenn ich *diese* Welt — will? — —"

Ich habe aufgehört zu lesen, weil das Bekenntnis zu Ende ist. Das Fragezeichen, mit dem es abbricht, hält mir noch den Atem zurück, um auch mit seinem leisen Gang die noch immer aufhorchende Stille nicht zu trüben. Ein tiefes Nachhorchen hat mein ganzes Empfinden in Beschlag genommen. Nur ab und zu wagt sich scheu und zaghaft ein Suchen nach Antwort auf die letzte Frage des Bekenntnisses vor, gewendet wie ein neues schüchternes Fragen. Dann blitzt ein leises Verstehen auf, das sich sagt: alles und nichts ist die Antwort; es macht alles von dem eignen Ich abhängig. Es schüttet zutiefst das eigene Ich in die Welt hinaus und bejaht sich selber in allem — weiß und will als Letztes nur sein Selbst.

Und als ich freier vom Nachhorchen geworden bin und kühler dem Gehörten gegenüberstehe, so daß ich es klarer empfinde in all seiner tiefen und glühenden Lebendigkeit, begreife ich erst, daß dieser Gedanke der ewigen Wiederkunft ein innigster Ausfluß der Seele des großen Seelenergründers ist, und daß alles Intellektische daran von Nietzsche sicher erst nachher hereinbezogen — und die Wissenschaft selber einzuspannen versucht wurde, Dienste zu leisten und Raum schaffen zu helfen und vorzubereiten für seinen weiten, das All umfassenden, seherischen Seelenerguß.

Ich erkenne im weiteren, daß der große Gedanke die gründlichste Entgottung der Welt — aber nichts destoweniger für das Empfinden wie ein Wunder ist. Und ich frage mich: ist diese in irgend einem Sinn gewiß *endlose* und zugleich ordnende Kraft,

die eine „ewige Wiederkehr des Gleichen" ermöglichen soll — diese Entgottung der Welt, die wie ein Wunder ist, — die ein neues Unbegreifliches darstellt, nicht wie das Aufleben eines neuen Gottes? —

Hier fühle ich, daß meine Seele befangen ist vom vielen Wollen, das nach Klarheit für den Wiederkunft-Gedanken ringt, und daß dies Ringen nach Klarheit zuletzt mein Empfinden gefangen setzt. Als Gefängnis schaue ich wieder ein Labyrinth von Wundern. Aber da erkennt meine Seele auch schon ihren Ausgang — ihre Befreiung: sie weiß sich bereits selber als Wunder, das im Labyrinth der Wunder heimisch ist. — — —

So bin ich wieder zu mir gekommen und finde mich auf schneefreiem, fahlem Wiesenboden ausgestreckt liegen, das Buch Nietzsches mit dem Wiederkunftsbekenntnis noch offen vor mir ausgebreitet. Die hochstehende Sonne bescheint meinen Rastort lieblich und warm. Vor mir führt ein Pfad in die Tiefe meinem neuen Dorfe Valle San Felice zu. Den begehe ich langsam und in sinnender Befriedigung, mich nun doch mit einem großen Gedanken der Seele eines allergrößten Denkers friedlich abgefunden zu haben. Im stillen Dahinschreiten kommt mir noch der Einfall: daß eigentlich nicht ein großer Gedanke an sich das Maßgebende und Entscheidende für seinen Wert und seine Wirkung ist, sondern wie man ihn besteht — wie man seiner Herr wird. Und ich schaue Nietzsche's Gedanken der ewigen Wiederkunft getragen von dessen dionysischer Stimmung, die in alle Zeiten und Begebenheiten ihr amor fati hineinlegt. Dies „Dionysisch zum Dasein Stehen" bleibt das weitaus Überragende am Gedanken — am Gedankenbringer.

*

Schläfrig kalt hängt der Nachmittag um mich mit Windstille und leicht verschleiertem Sonnenlicht. Südlich ausgreifende Hänge bin ich emporgestiegen, wo der warm lachende Strahl der Sonne bereits allen Schnee wieder vertrieb. Einen Rastort such ich auf, wo den ganzen Tag die Sonne liegt, — der den ersten und letzten Sonnenstrahl der Gegend auftrinkt. Ich habe ihn bald gefunden vor

den Mauerresten des verfallenen Kastells, das hoch am Eingang des Grestatales wie ein Sagenschimmer aufragt.

Meine Nachmittagstimmung schaut schläfrig und umflort den kärglichen Rumpf des einstigen Schlosses: da und dort ein eingerissener Turm und zerbröckelte Mauern von lichtem Epheu umsponnen und dunkel umstanden von Fichten und Föhren, die in den Mauern Wurzeln trieben. Eine kurze breite Föhre steht auf der Höhe einer Turmwand. Vor den Mauern auf dem steinigen Rasen hab ich mich hingelagert. Ein Wall von Bergen erhebt sich vor mir, schimmernd und blendend und gipfelreich. Mein Schauen geht überall hin und steht und schwankt, bis mir ein leichter Schlummer alle Wahrnehmung begräbt. — —

Dann bin ich wieder plötzlich wach. Einzelne hohe Halme, Dornengesträpp und kahle Sträucher hängen vor mir schwer und groß und scharf sich abzeichnend von der Helle des Himmels. Und als ich aufstehe, schwimmt die Welt vor mir in versonnter Bläue, dabei so klar und fein und silbrig, daß jedes Ding vereinzelt tut. Allmählich kommt mehr Farbe in die Landschaft hinein, die Sonne nähert sich schon dem Untergang. Über ein in Glanz und Schatten wogendes Gipfelmeer spannt sich der Himmel in lichtem, makellosem Blau. Klar und kalt bewegt sich die Luft von der abendlichen Sonne her.

Rasch erhebe ich mich und trete weiter hinaus, wobei mein Empfinden dem Anblick sich ganz auftut. Es kommt in mich etwas wie Trunkenheit. Wohin ich sehe: Berge um Berge — ein weiter wundersamer Kranz, mir zunächst nur unterbrochen von den Burgtrümmern und dem dunklen Wäldchen, das sie gleichsam bewacht. Um die verfallene Vergangenheit breiten treibende Träume ihr Gewebe aus. Dahinter das abendlich sonnige Tal vom Stivo überragt, dessen Schneedecke wie ein weißes blendendes Band hart am blauen Himmel läuft. Darunter Fels, Hänge, Wald, fast überall schneefrei ihre versonnten Formen hinausbauend zu einer Schutzwehr für das Tal. Und die Dörfer hineingestreut von der Sonne beschienen, die immer schwerer und glühender wird im Strahl und doch

kraftloser wie vor Trunkenheit. Ich einsam an der Stätte der Wildnis dem trunknen Spiele der sinkenden Sonne zusehend, ihre wankenden Strahlen andächtig schlürfend und so steigernd meine eigene Trunkenheit. Zuletzt brennt es wie ein Feuer im Süden und die Sonnenscheibe ist ein blutroter Ball, der farbensatte Dünste verstreuend hinter violett verdunkelten Höhenzügen hinabsinkt. Nur auf den weißen höchsten Gipfeln im Osten tanzt sterbend noch ein letztes Rot.

Abendrauschen und Einsamkeit gehen nun in mir um und Süchte beginnen aufzuleben. Da muß ich des großen Einsamen gedenken, und feierlich gestimmt singt meine Seele in die aufsteigenden Schatten hinaus sein schönstes Lied — das höchste deutsche Lied:

„Siebente Einsamkeit!
Nie empfand ich
näher mir süße Sicherheit,
wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fisch,
schwimmt nun mein Nachen hinaus — — —"

Ganz berauscht steig ich in die Dunkel des Tales nieder und fühle, daß ich den Einsamkeiten mehr gehöre als den Menschen.

Welkende Landschaft / von Carl Dallago.

Das weite Rund der steilen Schroffen schwimmt
im bleichen Glaste, der ermüdet klagt
von Sommertagen und von satten Hängen.
Der Himmel wogt tief abendlich gestimmt,
wie Pilgerscharen sich die Wolken drängen.

Ein Rot flammt auf und trinkt der Weiten Grau
und legt sich trunken über Grat und Zinnen: —
So gibt sich nur der Herbst, so tief und schwer,
so ganz in Glut verloren das Besinnen
wie letzter Liebe Nöte und Begehr.

*

Es träumt die Stadt von Nebelhauch umschlungen
von Sommertagen, die erloschen sind.
Wie grauer Stahl liegt wellenlos der See.
Ein welkes Schweigen rings. Durch Nebelungen
bricht da und dort Geschroff im ersten Schnee.

Bald taucht ein Grat aus grauen Schlüften hoch,
drauf weilt ein Glanz, wie wenn ein Lied beginnt,
so wunderlich und hehr, und senkt sich nieder
um Stadt, Geländ und See — und tiefer noch
und gräbt und hebt verlorne Weisen wieder.

*

Der Glanz verblich. Aus finstrem Wolkenkauern
ragt da und dort verdüstertes Gewänd.
Von hohen Pappeln löst sich Blatt um Blatt,
am Strand durch ihre Reihen geht ein Schauern
und gleitet auf die Seeflut grau und glatt.

Rasch wühlt sich Dämmerung aus müden Weiten,
wie wenn aus einem Traum die Farbe schwänd.
Der karge Lichtschein immer mehr verfällt.
Ein Wellenhauch erstirbt, und Schatten breiten
sich dunkel — immer dunkler in die Welt.

(gez. von Max v. Esterle.)

Koryphäen aus dem Tiroler Landtag 2

Otto von Guggenberg

Der Bürgermeister von Brixen

Hartmann / Brixner Chronik III.

Das Spiel vom alten Jahr.

Wenn die Sonne von uns geht, und es still und kalt geworden ist rings um uns her, und das große Tönen in der Natur aufgehört hat, dann lassen sie den Vorhang fallen und beenden das Stück, in dem ein jeder ein langes Jahr hindurch seine Rolle gespielt hat, der eine besser, der andere weniger gut. Und die, welche unten sitzen und zusahen ein ganzes langes Jahr hindurch, klatschen in die Hände und sind froh, daß das Spiel vorüber ist. Und dann beginnen sie abzuwägen, was gut und was schlecht war von den Spielern.

Ich bin keiner von denen, die da oben auf der Bühne die großen Worte mitreden helfen, deren Hände voll sind von den Taten Anderer, ich hab auch keine Liebhaberrolle spielen müssen, wie jene, welche mit brennenden Augen einer großen Idee ihre heiße Liebe erklären; ich habe nur einen Stehplatz hoch oben auf der Gallerie und darf um mein billiges Geld den großen Worten lauschen, die große Männer in den großen Saal werfen. Aber jetzt, weil sie den Vorhang heruntergelassen haben und das Stück aus ist, will ich auch mitreden und sagen, wie es mir gefallen hat.

Neben mir stehen ein paar alte Leute, die behaupten mit größter Entschiedenheit, man habe früher bedeutend besser gespielt: das kann ich natürlich nicht beurteilen, aber es mag schon sein, denn, ganz aufrichtig gestanden, hat mir das Stück eigentlich nicht recht gefallen wollen, und ich bin sehr froh, daß es vorüber ist. Die Reden der einzelnen Darsteller waren sehr lang, die Handlung dafür sehr spärlich, und bevor sie eigentlich noch angefangen hatte, war das Stück schon aus. Ganz am Ende, im letzten Akt, kam noch eine große Versammlung gemeinen und unverständigen Volkes vor, die habe ich nun eigentlich gar nicht verstanden. Die Leute sprachen viel hin und her, und es schien mir fast, als hätten sie es schon vorher verabredet, daß nichts dabei herauskommen dürfe.

An die allgemeinen Leistungen darf man nun gewiß keinen zu großen Maßstab anlegen, denn das Stück, das ich soeben gehört habe, ist ja auf einer ganz kleinen Provinzbühne gespielt worden, und die Schauspieler sind natürlich auch nicht so geschult wie vielleicht die in Wien. Im Leben sind sie ja dazu bestimmt, eine ganz andere Rolle zu spielen; es sind alles einfache Leute, die mit ihren biederen,

zur Kunst der Bodenbebauung oder des Handels hinneigenden Fähigkeiten ja eigentlich zu anderen, weltfremderen Dingen prädestiniert erscheinen, als vor allem Volk so lange Rollen herzusagen, die so mühsam zu erlernen sind.

Das Stück war stark politisch und handelte vom Abglanze einer großen Zeit, die unter günstigen Auspizien mit vielem Jubel begann, aber nun, wie alles Menschliche, an ihrer Zeitlichkeit krankt und auf dem besten Wege ist, Vergangenheit zu werden. Ich bin vielleicht Pessimist, doch freue ich mich immer, wenn etwas sehr Heikles in Scherben geht, d. h. wenn der Krug nicht mehr gewillt ist, zum Brunnen zu wandern.

Es kamen aber auch ein paar sehr rührende Stellen in dem Stück vor. Viel liebe alte Leute sind gestorben, und einer war darunter, dessen Tod mir recht ans Herz gegriffen. Ein alter, weiser Priester, der mir die ganze Zeit hindurch immer lieber geworden ist, und den sie mit ihrem unglückseligen Hader in den Tod getrieben haben. Es war ein so lieber Mensch, und wenn er seine Hände segnend hob und den Mund auftat um zu reden, dann waren selbst seine heimtückischen Feinde ganz still und hörten ihm zu. Aber mein Gott, wie's eben geht, hinter seinem Rücken haben sie eifrig gearbeitet und ihn in die Verbannung geschickt, und da ist er dann gestorben. In seinem Herzen aber war kein Haß, und bis zum Ende hoffte er, daß in den Menschen mehr Liebe wäre und alles noch gut werden könnte unter ihnen. Und so hat der alte Priester die letzte reine Hoffnung auf dieser Welt mit sich ins Grab genommen. Wollte Gott, daß in dem neuen Stück, das ich mir jetzt wieder ansehen muß und das gleich morgen in aller Früh beginnen soll, gleich ein paar solche Männer wären.

Wenn ich nun so länger nachdenke, will es mir fast den Eindruck machen, als hätte man uns mit dem Stück eine Komödie vorspielen wollen. Doch das ist nicht so recht gelungen. Der Witz in solchen Dingen muß viel spontaner kommen, und hier sah man es den Gesichtern der Darsteller immer schon lange vorher an, wenn sie sich wieder zu einer heiteren Pièce rüsteten. Das alles müßte aber viel unbewußter sein und in dem neuen Stück, das nun folgen soll, entschieden besser gemacht werden.

Die Aufführung aber war im großen und ganzen recht gut. Die Leute spielten mit dem Eifer, den eben nur Dilettanten aufzubringen vermögen, und viele von ihnen glaubten gewiß an ihre innere Mission.

Jetzt haben sich Spieler und Zuschauer in dem großen Saal versammelt, um dieses lyrische Intermezzo zwischen zwei Schauspielen im schönen Frieden miteinander zu feiern und diese paar Stunden zwischen dem alten und dem neuen Jahr ihrer Fröhlichkeit zu weihen, denn wenn man so ein altes Jahr zu Grabe trägt, ist's immer sehr lustig.

Diese Neujahrsnacht ist wie losgelöst aus Raum und Zeit, den Menschen hingegeben, ein altes Leid zu vergessen und eine neue Sehnsucht in ihr müdes Herz zu pflanzen.

Jetzt beginnt eine Glocke zu schlagen: eins, zwei, drei und will gar nicht mehr enden. Aber die Leute hören schon nicht mehr, es ist ja alles nur Geschwätz und Klang aus einer toten, vergangenen Zeit. Sie heben alle ihre Gläser und führen sie aneinander und läuten mit dem hellen, lustigen Klang ein neues Jahr ein. Sie gehen zu den andern und wünschen einem jeden das Allerbeste.

Ich aber sitze still in meiner Ecke und seh verwundert den glücklichen Menschen zu, die froh sind, eine alte Last von sich werfen zu dürfen und ihr Herz mit neuen Hoffnungen zu beladen. Jeder von ihnen hat wohl einen Lieblingswunsch, den er, vielleicht müde von Enttäuschungen aus alten Jahren, mit sich herübergenommen hat und ihn heute freudiger in die neue Zeit entsendet.

Ich hätte auch so einen Wunsch, einen ganz kleinen, den ich aus meiner stillen Ecke in den weiten Saal und durch die kalten Gassen in die heißen Herzen senden möchte: den Großen weniger Selbstherrlichkeit, den Kleinen mehr Schneid, und den Priestern der Liebe — mehr Friedfertigkeit. —

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 12801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 2.—.